

Meine Flucht aus 1945 aus Oberschlesien nach Thüringen

Die Zeitzeugin Edith T. berichtet über ihr Leben in Oberschlesien und ihrer folgenden ihre Flucht von dort nach Thüringen. Dabei führte ihre Flucht sie durch das Sudetenland.

Ich wurde am 11. November 1919 in Breslau geboren. Meine Eltern waren Hermann (1882) und Elisabeth (1895) W., geb. T. Ich hatte schon eine drei Jahre ältere Schwester Käthe. Mein Vater war Kaufmann, zuletzt in Schlesien Bücherrevisor – meine Mutter Hausfrau.

1926 kam ich in das katholische Südoberlyzeum. Dort ging ich durch die Grundschule bis zum zehnten Schuljahr. Die Naturwissenschaften – Mathematik, Physik und Chemie – machten mir zuletzt am meisten Spaß. Mit dem Einjährigen verließ ich 1936 die Schule.

Nach Verlassen der Schule ging ich ein Pflichtjahr in die Landwirtschaft. Für diese Tätigkeit wurde ich nicht nach Stundenlohn bezahlt. Ich erhielt ein Taschengeld. Das war im Pflichtjahr so üblich. Nach einem halben Jahr hätte ich in einen Stadthaushalt wechseln müssen. Damals erfuhr ich von meiner Freundin, dass anschließend zusätzlich der Arbeitsdienst Pflicht würde. Deshalb wechselte ich 1937 gleich in den Arbeitsdienst.

Ich kam in ein Arbeitsdienstlager in Jarischau¹ bei Großstrehlitz.² Es bestand aus einem Haus, in dem wir schliefen und einer Baracke, in der die Wirtschaftseinrichtungen wie Waschküche, Tagesraum und Duschen untergebracht waren. Von dem Lager aus gingen die Maiden tagsüber zur Arbeit: zum Bauern, als Dienstmädchen in die Haushalte oder als Helfer in den Kindergarten. Zur Arbeit mussten wir laufen. Einige mussten so weit fort, dass sie das Fahrrad benutzten. Im Jarischauer Lager waren wir ca. 40 Maiden. Je nach Schulabschluss waren wir verschieden alt. Die Jüngsten waren 15, die Älteren, z.B. die Abiturienten, waren schon 19. Es war nicht immer leicht die Interessen unter einen Hut zu bringen.

¹ Heute polnisch: Jaryszów. Ortschaft in Oberschlesien.

² Polnisch: Strzelce Opolskie.

Ich fühlte mich im Arbeitsdienst so wohl, dass ich nach Ablauf meiner Pflichtzeit weiter blieb. Ich übernahm Führungsaufgaben im Lager. Drei Leiterstellen standen zur Auswahl: Lagerführerin, Verwalterin und Wirtschaftsgehilfin. Ich wählte den Bereich Verwaltung. Zur Ausbildung wurde ich dafür nach Breslau³ und nach Stolp⁴ in Pommern geschickt.

Wir hatten eine schöne Zeit im Arbeitsdienst. Am Wochenende, manchmal auch abends, kamen die Jungs aus dem Dorf zum Volkstanz. Im Gemeinschaftsraum stand ein Klavier. Eine der Maiden konnte immer Klavier oder Gitarre spielen. An einen Nachmittag erinnere ich mich besonders gut. Im Lager wurde mit Kohle geheizt. Eine Lieferung lag vor den Fenstern des Kohlenkellers wohin sie gehörten. Die Jungs waren schon zum Volkstanz da. Ohne lange zu fragen nahmen sie die Schaufeln und schafften die Ladung in den Keller. Die Maiden dankten es ihnen. Als sie fertig waren, stellten sie sich auf und sangen unser schlesisches Lied: „Ich wollt wenn’s Kohlen schneit“. Man findet es in wenigen Liederbüchern. Deshalb zitiere ich die ersten sieben kurzen Strophen:

1. Ich wollt, wenn’s Kohlen schneit, dass mir mein Herz erfreut.
2. Kein Kohlen schneit es nicht, mein Herz erfreut sich nicht.
3. Ich wollt, wenn’s Rosen regn’t, dass mir mein Schatz begeg’n’t.
4. Kein Rosen regn’t es nicht, mein Schatz begeg’n’t mir nicht.
5. Ich geh den Weg herfür, mein Schatz begegnet mir.
6. „Grüß Gott, mein feines Lieb, was bringst du mir denn mit?“
7. „Von Gold ein Ringelein, das soll dein eigen sein.“
8. Dein eigen bis in’ Tod. Helf uns der liebe Gott.“

Die Jungs freuten sich sehr. Darüber freuten sich wieder die Maiden. Es war ein besonders schöner Volkstanzabend.

Hin und wieder gingen wir auch ins Dorf und feierten dort mit der Dorfbevölkerung bei Volkstanz und Spiel. Zu Weihnachten fuhren die Maiden natürlich in der Regel nach Hause. Ich hatte 40-41 mal Dienst und organisierte die Weihnachtstage im Lager. Auch da kamen die Jungs zum Feiern. Wir tanzten und machten Gesellschaftsspiele.

In der Nähe des Jarischauer Arbeitsdienstlagers war das Gut Olgahof. Wenn etwas transportiert werden musste, nahmen wir die Dienste des Gutsinspektors in Anspruch. Der kam z.B. mit dem Traktor und dem

³ Heute polnisch: *Wrocław*.

⁴ Heute polnisch: *Słupsk*.

Kastenwagen und holte unsere Maiden vom Bahnhof. Sie saßen auf Holzbänken im Anhänger und so fuhr sie der Gutsinspektor Fridolin T. zu uns ins Lager. Irgendwie haben wir uns im Sommer 1941 ineinander verguckt und Fridolin T. machte mir einen Heiratsantrag. Ich nahm an wir wollten das noch 1941 unter Dach und Fach bringen. Deshalb fuhr ich im November nach Breslau, um die Hochzeit mit meinen Eltern abzusprechen. Die waren überrascht und zunächst gar nicht begeistert. Meine Mutter wandte ein: „Du bist doch ein Stadtkind. Kannst du denn dort auf dem Land glücklich werden?“ Ich sah da überhaupt kein Problem. Mein Vater war noch zur Arbeit. Meine Heirat war doch eine Entscheidung, zu der sie meinen Vater hinzuziehen wollte. Sie rief ihn deshalb nach Hause. Dort konfrontierte sie ihn mit meiner Heirat. „Deine Tochter will heiraten, den Fridolin T., und das hat sie dir mitgebracht.“ Dabei zeigte sie auf einige landwirtschaftliche Produkte, die mir Fridolin mitgegeben hatte, ohne natürlich daran zu denken, dass damit die Zustimmung meiner Eltern erkaufte werden sollte. Aber die Eier, die Butter – und ich meine es war eine Ente – taten vielleicht doch ihre psychologische Wirkung. Sie vermittelten jedenfalls den Eindruck, dass von Fridolin etwas Nützliches zu bekommen sei. Vater stimmte dann ohne große Einwände zu.

Viel umständlicher war die Heiratserlaubnis, die ich vom Arbeitsdienst benötigte. Dort hatte ich mich verpflichtet. Um mich von der Verpflichtung freizustellen, musste ich mich sogar auf meine Ehetauglichkeit ärztlich untersuchen lassen. Ich erhielt nur eine vorläufige Heiratserlaubnis und auch das nur deshalb, weil Fridolin und ich uns schon kirchlich und standesamtlich angemeldet hatten und die Hochzeitsgäste eingeladen waren. Wir heirateten am 13.12.1941 in Breslau. Ich habe noch einmal wegen der Heiratserlaubnis nachgefragt. Erhalten habe ich sie bis heute nicht. Aus der Verpflichtung beim Arbeitsdienst in Jarischau wurde ich erst im Sommer 1942 entlassen. Bis dahin wohnte ich schon bei meinem Mann am Olgahof. Jeden Morgen ging ich bis dahin in unser Arbeitsdienstlager und machte meinen Dienst zu Ende.

Die folgenden zwei Jahre vor dem Kriegsende waren die Glücklichen. Wir spürten zwar zunehmend die Einschränkungen des fortschreitenden Krieges, aber wir konnten trotzdem unsere junge Ehe führen und Jarischau stand überhaupt nicht im Brennpunkt des angloamerikanischen Bombenkrieges

gegen die Zivilbevölkerung.⁵ Im Oktober 1942 kam Helga, unser erstes Kind zur Welt und im Februar 1944 unser zweites, Klaus-Dieter. Unsere Eheplanung harmonierte so gar nicht mit dem Lauf der Weltgeschichte, die 1944-45 gnadenlos vom Krieg bestimmt wurde. Als unser drittes Kind unterwegs war, bekamen wir plötzlich zu spüren, dass die Katastrophe des Krieges dem Höhepunkt zutrieb.

Verglichen mit dem, was sich im Januar 1945 ereignete, war Weihnachten 1944 noch ein unwirkliches Idyll. Mitte Januar näherte sich die russische Front⁶ Gleiwitz⁷, doch die Russen wurden entgegen der Propagandanachrichten nicht zurückgeschlagen. Am 25. Januar wurde Friedl aufgefordert, einen Fluchttreck zusammenstellen. Auf schneeüberwehten Straßen sollte er ihn in Richtung Böhmen und Protektorat führen. Auf den Treck wollte er uns – meine Kinder und mich – nicht mitnehmen.

Für uns – die Kinder und mich – entschied er, dass wir zum Schwiegervater nach Hopfental⁸ bei Oppeln gehen sollten. Er meinte dort seien wir sicherer, das liege hinter der Oder. Der Schwiegervater war dort Hauptschullehrer. Wir konnten bei ihm unterkommen. In dieser Phase löste sich wohl die Front auf. Das Militär wich auch zurück. Die Schule war natürlich mit Militär belegt. Dass wir unsere warme Wohnung am Olgahof bei dieser Winterkälte hatten verlassen müssen – dazu ohne Friedl – war uns sehr schwer gefallen. Dennoch war es eine der glücklichsten Handlungen meines Lebens. Denn jene, die in Jarischau ausgeharrt hatten erlebten Furchtbares als die russische Front über sie wegging. Die Russen⁹ verbrannten z.B. den Pfarrer mit seiner Schwester in der Kirche. Den Bäckermeister erstachen sie mit einer Mistgabel. Und das ist nur das, was ich mir gemerkt habe. Cilly S., die

⁵ Richtig ist, dass die Zivilbevölkerung und deutsche Städte systematisch bombardiert wurden – sogenanntes Moral-Bombing. Der Topos des angloamerikanischen Bombenkrieges gegen die Zivilbevölkerung erinnert allerdings an DDR-Propaganda, der daran gelegen war die USA und Großbritannien schlecht dastehen zu lassen. Vergessen werden darf nicht, dass Deutschland den Zweiten Weltkrieg begann und mit dem – durchaus umstrittenen – Moral-Bombing wie ein Boomerang nach Deutschland zurückkehrte – was freilich die Bombardierung von Zivilisten nicht rechtfertigen soll.

⁶ In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“. Es handelte sich bei der Roten Armee mitnichten ausschließlich um Russen, denn die Sowjetunion war ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet.

⁷ Heute polnisch. Stadt in Oberschlesien. Heutiger Name: Gliwice.

⁸ Heute in Polen. *Chmiellowitz*.

⁹ S. Anmerkung 6.

heute noch in Jarischau lebt, hat es mir später erzählt. Erst kürzlich habe ich mit ihr telefoniert.¹⁰

Wir hatten uns kaum in Hopfental niedergelassen, da merkten wir, dass wir auch hier nicht bleiben konnten. Das Militär erhielt den Befehl weiter zurückzuweichen. Wir standen vor der Wahl zu bleiben und die russische Front über uns hinweggehen zu lassen oder uns auf eine schnelle Flucht zu begeben. Wir entschieden uns die Wehrmachtssoldaten zu bitten, uns in ihren beiden Lastern mitzunehmen, sobald sie das Kommando zu weiterem Rückzug erhielten.

Das kam am 30. Januar im ungünstigsten Augenblick. Meine Schwägerin Rosl W., die mitflüchten wollte, hatte eine furchtbare Erkältung und lag gerade in einer Schwitzpackung als es hieß: das Nötigste vom Nötigen aussondern und sofort auf die Laster in Richtung Ratibor¹¹, Jägerndorf.¹² Man kann sich die Hektik in solchen Augenblicken kaum vorstellen. In ihnen ist noch einmal zu entscheiden, was das Nötigste ist und ob man in der Schwitzpackung liegen bleibt oder hinaus in die lebensbedrohliche Kälte geht. In diesen Augenblicken kam noch mein Schwager Hans W. hinzu. Er war Kurier der Wehrmacht und hatte ein Kommando nach Breslau, schloss sich aber nun – da er uns erreicht hatte – auch unserer Flucht an.

Wir stiegen auf die beiden Laster. Ich saß mit meinem Klaus-Dieter auf dem Beifahrersitz. Helga saß beim Gepäck hinten mit Schwägerin Rosl W. und deren Mann Hans. Die hatten noch ihre Kinder Heidemarie und Hans-Ulrich dabei. Außerdem war noch Rosls Schwiegermutter, genannt „Oma W.“ mit ihrer sechzehnjährigen Tochter Irmi dabei. Wir fuhren in Richtung Jägerndorf, das schon im Sudetenland lag.

Am frühen Abend dieses 30. Januar kamen wir dort an. Wir hielten auf dem Marktplatz vor einer großen Gastwirtschaft. Als wir ausstiegen, bot sich uns ein unwirkliches Bild. Aus dem hellerleuchteten Haus klang uns Musik und Trubel entgegen. Als wir mit unseren mehrfach übereinander gezogenen Kleidern in die Tür traten, sah man uns erstaunt an. „Wir sind schon seit Stunden auf der Flucht,“ sagten wir ins Erstaunen hinein. „Ist es schon so weit?“, fragte einer. Wir nickten und setzten uns an einen Tisch. Sie waren

¹⁰ Aus wissenschaftlicher Sicht sind diese Angaben unsicher. Man müßte Dokumente und noch mehr Zeugenaussagen zu diesen Ereignissen nebeneinanderstellen, um diese Aussage zu verifizieren – auch wenn es die geschilderten Gräuel tatsächlich gegeben hat. Für diesen einzelnen Fall müßte man aber mehrere Berichte hierüber untersuchen.

¹¹ Heute polnisch: Racibórz.

¹² Heute tschechisch: Krnov.

freundlich und gaben uns allen reichlich zu essen. Das tat natürlich gut nach der Strapaze in der Kälte. Wir hatten kaum gegessen, da drängten die Soldaten auf die Weiterfahrt. Es ging durch das Gesenke bis Römerstadt.¹³ Dort trafen wir nach Einbruch der Dunkelheit ein. Die Wehrmachtslaster setzten uns auf dem Marktplatz vor der Polizeistation ab. Die Beamten auf der Wache wussten offenbar Bescheid und wiesen uns in bereitgestellte Unterkünfte ein. Dennoch mussten wir einige Augenblicke warten. Als da die Anspannung etwas nachließ, sackte ich plötzlich zusammen. Ich hatte Helga an der Hand, Klaus-Dieter im Kinderwagen und die Niederkunft mit meinem Dritten stand im Mai bevor. Die Anstrengungen der letzten Stunden forderten vom Körper Tribut. Sie haben mich natürlich gleich aufgehoben und versucht, wach zu machen.

Anschließend wiesen sie unsere kleine Fluchtgruppe in eine Unterkunft. Ich kam mit meinen zwei Kindern zu einer Familie, die auch schon zur Flucht gepackt hatten. In dem Raum in dem ich mit meinen zwei Kindern lag, stand schon das Fluchtgepäck unserer Gastgeber bereit. Das Zimmer war eiskalt. Es stand aber ein Bett mit einem großen Deckbett darin. Das war wichtig. Wir konnten hineinkriechen und uns wärmen.

Die Leute waren arm, zeigten aber Verständnis für uns. Den Namen weiß ich nicht mehr. Wir konnten ihn kaum einprägen. Nach drei Tagen ging es schon weiter. Wir hatten beschlossen, nach Römhild in Thüringen weiter zu flüchten. Dort war meine Schwägerin Edith T., die Schwester meines Mannes, Erzieherin in einem Kinderheim für Bessergestellte. In Römhild meinten wir, von der Russenfront zunächst weit genug weg zu sein.

Bis dahin war aber ein sehr weiter Weg, viel weiter als das heute in unserer Autowelt vorstellbar ist. Außerdem war er für mich extrem mühevoll; denn ich hatte nicht nur das Fluchtgepäck zu befördern oder im Auge zu behalten, sondern auch meine Last mit meinen 2 1/2 hilflosen Kindern. Klaus-Dieter ging es sehr schlecht. Ich hatte keine Milch mehr und feste Nahrung konnte der Kleine noch nicht zu sich nehmen. Auf den Bahnhöfen half das Rote Kreuz manchmal mit Suppen und Brei. Die vertrug das Kerlchen nicht. Da bekam er Durchfall und ich hatte nicht genug Windeln. Ich versuchte die zwar in der Zugtoilette zu waschen. Wenn das gelang, hängte ich sie im Abteil auf. Meistens waren sie aber nicht rechtzeitig trocken und Klaus-Dieter bekam sie noch feucht und kalt auf den Hintern. Der wurde wund und rot wie ein Apfel.

¹³ Heute tschechisch: Rýmařov.

Es schmerzte sicherlich. Er schrie auch ununterbrochen. Ich konnte ihn nicht beruhigen. Das Schreien machte die Mitreisenden unruhig. Auch meine Schwägerin schimpfte. Als sie das alles sah, sagte Oma W. zu mir: „Frau Speker (Inspektor), es tut mir leid, aber ich glaube nicht, dass sie den Kleinen da nach Thüringen bringen.“ Ich sah natürlich selbst, dass es meinem Klaus-Dieter schlecht ging, aber diese schlimmste Befürchtung versetzte meiner Zuversicht einen heftigen Schlag. Ich tat alles, um die Lage meines Kleinsten zu verbessern. Mein Einsatz war nicht erfolglos. Er kam nach Thüringen und wurde wieder gesund. Heute ist er gesundheitlich angeschlagen, aber er ist der einzige, der mir von meinen drei Kindern geblieben ist.

Bis wir nach Thüringen kamen, hatten wir noch viele Hürden zu überwinden. Windelleinen in Abteilen waren da noch die kleinsten. Es war Kriegszeit. Die neigte sich damals — wie wir heute natürlich sicher wissen — seinem Ende zu und Engländer und Amerikaner drangen bis in die entlegendsten Gebiete des Feindeslandes vor. Auch des „Reiches Luftschutzkeller“, das Sudetenland und das Protektorat, waren tagsüber vor Luftangriffen nicht mehr sicher.

In Römerstadt hatten wir erst einmal Mühe gehabt, auf den Bahnhof zu gelangen. Der liegt weit vor der Stadt. Den Kinderwagen musste ich lange schieben. Wahrscheinlich ist mir auch dort schon ein wichtiger Koffer mit Kindersachen verloren gegangen. Ganz sicher weiß ich, dass darin auch das Standesamtkleid verwahrt war, welches ich noch schnell eingepackt hatte. Ich habe es in Thüringen nicht mehr gefunden.

Von Römerstadt ging es dann über Olmütz, Kolin und Prag nach Pilsen.¹⁴ Wir mussten so oft umsteigen, dass ich irgendwann aufgab zu zählen. Als wir wahrscheinlich auf dem Weg nach Eger und weiter nach Bayreuth in Bayern waren, kam es zu dem Flugzeugangriff auf unseren Zug, dem wir „um ein Haar“ zum Opfer gefallen wären. Wir hielten gerade auf einem Bahnhof als es losging. Der Zug fuhr aus dem Bahnhof hinaus auf die freie Strecke, wohin uns die Flugzeuge nicht folgten. Viele sagten, der Lokführer habe uns gerettet. Aber es kann natürlich auch Glück gewesen sein, und die Amerikaner hatten einfach weiter keine Lust, den Zug zu beschießen. Leider weiß ich heute nicht mehr, wie dieser Ort hieß.

¹⁴ Der Reihe nach: Olomouc, *Kolin*, *Praha*, Plzeň. Alles Städte in Tschechien.

Meine Schwägerin Edith war tatsächlich noch in Römhild.¹⁵ Sie konnte uns im Nachbarort Haina¹⁶ im Haus des Oberförsters Gu. unterbringen. Die neun Personen unserer Fluchtgruppe waren für ihn aber doch zu viel. Nach einer Woche wurde ich mit meinen zwei Kindern, Oma W. und Irmi in ein Zimmer bei einer Familie am anderen Ende des Ortes umquartiert. Dies war der Bruder des Försters. Die Leute waren arm aber gut und nett. Sie nahmen uns freundlich auf und verköstigten uns sogar. Ich konnte ihnen zunächst nichts bezahlen.

Meinem kleinen Klaus-Dieter ging es bald besser. So konnte ich mit der Gesundheit der Kinder jetzt zufrieden sein. Sorgen machte ich mir allerdings um meinen Mann. Von ihm und aus Schlesien hatten wir nichts mehr gehört. Dabei hätte ich seinen Beistand bald dringend gebraucht, da meine Niederkunft täglich näher rückte.

Aber der Krieg war noch nicht zu Ende. Am Ostersonntag 1945 erfuhren wir sogar im wahrsten Sinne des Wortes, dass der Luftkrieg aufs Dorf kam. Am Nachmittag waren wir durch das Dorf unterwegs zu Oberförster Gu. Dort wollten wir Schwägerin Rosl besuchen, die noch bei der Familie wohnte. Wir waren mitten im Dorf, als die kanadischen Flugzeuge über uns kamen. Ich schob den Kinderwagen und Irmi, die Siebzehnjährige, trug meinen Klaus-Dieter. Hinter uns ratterten die Schüsse der Bordkanonen. Wir rannten. Ich drückte mich mit dem Kinderwagen an die Friedhofsmauer. Dieter trug ein weißes Cape, das ihn zur Zielscheibe machen musste. Irmi warf ihn zu Boden als die Flugzeuge kamen und deckte ihn mit ihrem Körper. Wir blieben unverletzt und rannten weiter. Ich erreichte einen schützenden Hauseingang. Als Irmi ihn auch erreichte, waren die Kanadier wieder heran. Irmi sprang herein, da prasselten die Geschosseinschläge an die Hausecke. Selbst in diesem abgelegenen Haina waren wir nur knapp dem Tode entronnen.

¹⁵ Ort in Thüringen.

¹⁶ Ebf. Thüringen.